

Heinrich **Böll**

Irishes  
Tagebuch



VERLAG  
KIEPENHEUER  
& WITSCH

KiWi **e**Book

Noch ein Brief, der Nelsons Sturz forderte,  
noch einer...

Acht Uhr war es geworden, Gesprächigkeit  
flammte auf, bezog auch mich ein: ich wurde  
mit Worten überschüttet, von denen ich nur  
ein einziges verstand: *Germany*. Ich  
beschloß, freundlich, aber bestimmt, mit der  
Waffe des Landes, mit dem *Sorry*  
zurückzuschlagen, das kostenlose Lächeln  
der schlampigen Teegöttin zu genießen, bis  
ein plötzliches Brausen, ein Donnern fast,  
mich aufschreckte. Konnte der Zugverkehr  
auf dieser merkwürdigen Insel so lebhaft  
sein? Das Donnern hielt an, artikulierte sich,  
der vehemente Einsatz zum *Tantum ergo*  
wurde von *Sacramentum – veneremur cernui*  
an klar und sauber hörbar, bis zur letzten Silbe  
ausgesungen klang es über die Westland Row

aus der St.-Andreas-Kirche gegenüber, und so, wie die ersten Tassen Tee so gut waren wie die vielen, die ich noch trinken würde – in verlassenen, schmutzigen kleinen Nestern, in Hotels und an Kaminfeuern –, so blieb auch der Eindruck einer überwältigenden Frömmigkeit, wie sie kurz nach dem *Tantum ergo* die Westland Row überschwemmte: so viele Menschen würde man bei uns nur nach der Ostermesse oder nach dem Weihnachtsgottesdienst aus der Kirche kommen sehen; aber die Beichte der Ungläubigen mit dem scharfen Profil hatte ich noch nicht vergessen.

Acht Uhr morgens war es erst, Sonntag, zu früh noch, den Gastgeber aus dem Schlaf zu wecken: doch der Tee war kalt geworden, im Café roch es nach Hammelfett, die Gäste

rafften Kartons und Koffer zusammen, strebten ihren Omnibussen zu. Lustlos blätterte ich im *Irishen Digest*, übersetzte mir stockend einige Anfänge von Artikeln und Kurzgeschichten, bis eine Einzeilenweisheit auf Seite 23 mich aufmerksam machte: ich verstand den Aphorismus lange, bevor ich ihn mir hatte übersetzen können: unübersetzt, nicht in Deutsch gefaßt und doch verstanden, wirkte er fast noch besser als ins Deutsche übertragen: *Die Friedhöfe, stand da, liegen voller Menschen, ohne die die Welt nicht leben konnte.*

Diese Weisheit schon schien mir eine Reise nach Dublin wert zu sein, und ich beschloß, sie tief in meinem Herzen zu verschließen, für die Augenblicke, in denen ich mir wichtig

vorkommen würde (später erschien sie mir wie ein Schlüssel zu dieser merkwürdigen Mischung aus Leidenschaft und Gleichmut, zu jener wilden Müdigkeit, mit Fanatismus gekoppelten Wurschtigkeit, der ich so oft begegnen sollte).

Kühle, große Villen lagen hinter Rhododendron, hinter Palmen und Oleandergebüsch versteckt, als ich mich entschlossen hatte, trotz so barbarisch früher Zeit den Gastgeber zu wecken; Berge wurden im Hintergrund sichtbar, lange Baumreihen. Acht Stunden später schon wurde mir von einem deutschen Landsmann kategorisch erklärt: »Hier ist alles schmutzig, alles teuer, und Sie werden nirgendwo eine richtige Karbonade bekommen«, und schon verteidigte ich Irland, obwohl ich erst zehn

Stunden im Lande war, zehn Stunden, von denen ich fünf geschlafen, eine gebadet hatte, eine in der Kirche gewesen war, eine mich mit dem Landsmann stritt, der ein halbes Jahr gegen meine zehn Stunden setzte. Ich verteidigte Irland leidenschaftlich, kämpfte mit Tee, *Tantum ergo*, Joyce und Yeats gegen die Karbonade, die für mich um so gefährlicher war, als ich sie gar nicht kannte (erst als ich längst wieder zu Hause war, mußte ich im *Duden* nachschlagen, um sie zu identifizieren: *Gebratenes Rippenstück* las ich dort), dunkel nur ahnte ich, als ich gegen sie kämpfte, daß es ein Fleischgericht sein müsse – aber mein Kampf war vergebens; wer ins Ausland geht, möchte die Nachteile des eigenen Landes – oh, diese Hetze zu Hause! – zwar gern missen, dessen Karbonaden aber